

An die Herren Jesuiten in Zürich

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **27 (1944)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-409483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anspruchs verteidigt hat, so schreibt der «Bund» vom 26. April a. c. Pius XII. wirft also schon seine Netze aus um einen Fischzug Petri zu tun!!

Wie es mit diesem Anspruch auf die Statthalterschaft Christi bestellt ist, lehrt ein Blick in die Geschichte der christlichen Kirche. Aber auch der *rechtliche* Anspruch ist durchaus *unhaltbar*, beruht er doch auf falscher Auslegung von Bibelstellen, deren Echtheit selbst sehr fragwürdig sind. Ueber die Zuverlässigkeit der Schriften des neuen Testaments schreibt Dr. theol. E. Zittel in seinem bekannten Buche über «Die Entstehung der Bibel», dass in den 1500 Jahren vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, diese Schriften von Abschreibern handschriftlich hergestellt wurden unter oft willkürlichen Ergänzungen, Abänderungen, Verbesserungen und Verschlechterungen der Texte, sodass eine grosse Menge von Varianten entstanden. «In diese Abschriften hat sich aber dann im Verlaufe der Jahrhunderte eine solche Menge von Abweichungen eingeschlichen, dass wohl im ganzen Neuen Testament kaum ein Vers gefunden werden mag, zu welchem nicht sogenannte Lesarten oder Varianten vorhanden wären. Man schätzt ihre Anzahl im ganzen auf etwa 60 000.» Das ist das Urteil eines Theologen über diese Sammlung von Schriften, die «Bibel» genannt. Das ist jene Bibel, auf deren Echtheit und Göttlichkeit die Gläubigen schwören und mit der die raffinierten Uebergeschichten ihre Geschäfte besorgen. «Die geistreiche Fabel», so meinte Papst Leo X., «an die man selber nicht glaube, die man aber nicht entbehren könne, da sie allzu einträglich sei.»

Es würde dem Papsttum natürlich passen, wenn es seinen Geltungsbereich, seine Oberhoheit, über 100—200 Millionen griechisch-katholische Christen und ein paar hundert Millionen Protestanten, samt ihren Sekten, ausdehnen könnte zur Wiederherstellung seines ramponierten Prestiges durch den Abfall von Millionen West- und Zentraleuropäern, die seit dem ersten Weltkrieg in allen Ländern der Kirche den Rücken zugekehrt haben und jenen, denen der *zweite*, vermehrte und verbesserte Weltkrieg nun vollends die Augen geöffnet haben wird. (Ach, wäre dem so! Die Red.) Das könnte den versiegenden Ström der Peterspfennige und anderer schöner Einnahmen der Kirche wieder flüssig machen.

Aber es werden vergebliche Wünsche sein, ein leerer Traum bleiben. Die Welt geht unaufhaltsam nach «links» weiter und lässt sich in ihrem Gange nicht mehr aufhalten.

Daran ändert auch die grosse Polenfreundschaft Stalins (die poln. Regierung in London ausgenommen) und der bestellte Besuch des polnischen katholischen Geistlichen Orlemanski in Moskau nichts. Die Interessen Russlands liegen in einer möglichst reibungslosen Nachbarschaft mit Polen, dessen katholische

Geistlichkeit hinwieder ein vitales Interesse an dem Bestand der katholischen Kirche östlich der Curzon-Linie hat.

Uebrigens ist es nur gut, wenn die Welt, vor allem die stockbürgerliche Welt, langsam erkennt, dass Stalin nicht jener Menschenfresser ist, als den man ihn gerne hinstellt. Man kann mit ihm reden und verhandeln! Das hat schon Papst Pius XII. gemerkt. Und wenn sich sogar der Papst dazu verstehen wird, dem Bolschewisten die Hand zu reichen oder ihn und sein System zu segnen, so werden die gleichen «Interessen» den Ausschlag geben, die mitbestimmend waren, als er dem Fascismus den Segen erteilte, wie Farinacci so hübsch ausgeplaudert hat!

Die Kirche kann vieles tun. Sie behauptet sogar, mit ihrem Allheilmittel, dem Glauben, Berge versetzen zu können. Das ist natürlich eine Phrase! aber sie hat nach Goethes Faust bekanntlich «einen guten Magen, der alles verträgt; hat ganze Länder aufgefressen und doch noch nie übergessen. Die Kirch' allein kann ungerechtes Gut verdauen.» Aber zur Verschlingung der griechisch-russischen Kirche, der protestantischen Kirche, mit allen ihren Sekten — dazu wird die Kraft nicht mehr reichen.

E. A.

An die Herren Jesuiten in Zürich.

Nr. 8 der von Ihnen herausgegebenen «Apologetischen Blätter» beschäftigt sich mit meinem «Offenen Brief an H. H. Dr. P. Raphael Häne» (Freidenker Nr. 4). Ich habe meinen Augen kaum getraut. Mein «Offener Brief» war doch wirklich deutlich und klar genug geschrieben; aber Punkt für Punkt ist er von Ihnen falsch ausgelegt worden. Dass Sie mein Zeichen «o» als Null lesen statt als Vokal o (= Omikron), sei Ihnen ohne weiteres nachgesehen: Sie sind da eben das Opfer Ihres Wunsches geworden. Zum andern aber sei sachlich in aller Schärfe und Kürze folgendes zurechtgerückt:

1. Mit keinem Wort habe ich die «ewige Leere» plausibel zu machen gesucht. Steh ich doch auf dem Boden der Realität, der Wirklichkeit, des Diesseits, des Alls. Eine grössere und echtere Realitätsfülle lässt sich gar nicht denken. Wohl aber sind dieser ungeheuren Realitätsfülle gegenüber die Inhalte Ihrer Glaubensvorstellungen = 0 (diesmal wirklich Null, nicht einmal ein Vokal!) Im «ewigen Leeren» stehen Sie, meine Herren, mit Ihren Glaubenslehren, nicht ich.

2. Mit keinem, aber auch nicht mit einem einzigen Worte habe ich den «absoluten Zweifel» befürwortet. Festgestellt habe ich, dass die Lehrer der katholischen Internate die Zweifel ihrer Schüler nicht ernst zu nehmen vermögen; ich halte es auch

Feuilleton

Rationalismus und Irrationalismus.

II.

Vor zweihundert Jahren dachten die Gebildeten ganz anders als heute. Damals waren sie fest davon überzeugt, dass der grösste Teil des menschlichen Unglücks einfach auf das Konto der menschlichen Dummheit zu setzen sei. Also musste diese schlechte Eigenschaft durch Unterricht, Zeitungen und Bücher bekämpft werden. Wer sich der Verbesserung des menschlichen Verstandes, der *ratio*, widmete, nannte sich mit Stolz einen Rationalisten, einen Aufklärer. So dachte in England Locke, in Frankreich Voltaire, in Deutschland Lessing. Träger der Aufklärung war überall das Bürgertum. Es schätzte den Rationalismus, weil das Rechnen und die kaufmännische Denkungsart zu ihm gehörten. Naturwissenschaft, Mathematik und Moral sollten dem Glauben an Hexen und Wunder, dem Kriege und der Sklaverei ein Ende machen und die Erde in ein Paradies verwandeln. Mochten Junker und Pfaffen den Wahn nötig haben, um ihre Herrschaft über hörige Bauern zu behaupten, für den Bürger galt das nicht. Ihm mochte im Gegenteil daran liegen, auch die Bauern frei und selbständig zu machen und damit in kaufkräftige Abnehmer der Handelsherren und der Fabrikanten zu verwandeln.

So dachte man bis zur Französischen Revolution von 1789. Ihr Verlauf war aber ganz wider Erwarten sehr blutig. Die Junker und

Pfaffen liessen sich ihre Vorrechte nicht friedlich nehmen, sondern setzten sich wütend zur Wehr und landten dabei die Unterstützung des Auslandes. Das schlimmste aber war, dass die Revolutionäre beim Denken und Aufklären über die Grenze hinausgingen, die dem Bürgertum selbstverständlich schien. Marat war der erste, der den Ständekampf als eine Vorstufe des Klassenkampfes betrachtete. Er ist daher von allen bürgerlichen Revolutionshistorikern einfach als ein blutdürstiger Halunke dargestellt worden, und erst Jean Jaures hat seine Ehrenrettung vollzogen, die in die Schulbücher freilich noch nicht eingedrungen ist. Marat setzte den Franzosen auseinander, dass die Bürger durchaus richtig und vernünftig handelten, wenn sie die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit zum alten Eisen würfen. Sehr unvernünftig aber sei es, wenn dieselben Bürger nunmehr neue Vorrechte für sich schaffen wollten. Nach Marats Meinung war das Vorgehen der Besitzlosen gegen die Besitzenden genau so natürlich und vernünftig wie der Kampf des Bürgertums gegen den Adel.

Auf diese Folgerung war man nicht gefasst. Man hatte sich die Herrschaft des gebildeten und besitzenden Bürgertums als den Schlusspunkt der Weltgeschichte vorgestellt, und nun sollte auch das nur ein Uebergang sein! Man hatte sich die Erneuerung des Staates als das Ergebnis einer Debatte kluger Köpfe vorgestellt, und nun wurden aus den Gesprächen erbitterte Kämpfe, bei denen Ströme von Blut flossen! Es war also nicht wahr, dass die Aufklärung auf friedlichem Wege ein Paradies schuf? Sie trieb vielmehr das Bürgertum in einen Zweifrontenkrieg gegen den Adel und gegen die unterste Schicht. Wenn der Versuch, alles durch vernünftige Erwägungen zu regeln, solche

heute noch für eine pädagogisch unerlässliche Forderung, dass der Lehrer dem Zögling, um ihn verstehen und ihm helfen zu können, auch in dessen echte Zweifelsituation hinein zu folgen vermöge; darin aber liegt alles andere als ein Bekenntnis zu einer radikalen Skepsis, deren philosophische Fruchtlosigkeit mir eben so klar ist wie Ihnen. Ich kenne die Fülle der Voraussetzungen, ohne die weder die Theologie noch die Wissenschaft auskommen; aber beide haben grundverschiedene Voraussetzungen. Voraussetzungslos kann keine Wissenschaft sein, wohl aber soll sie ohne theologische Vorurteile und Vorentscheide arbeiten. Das meinen auch meine Gesinnungsfreunde, wenn sie von voraussetzungsloser Wissenschaft reden; gewiss sind sie hier in ihrer Terminologie nicht sorgfältig genug.

3. Die Naturwissenschaft des 19. Jhs. wäre mein a priori? Niemals! Das würde Ihnen ja gewiss so passen und würde sich gut in Ihr apologetisches Schema hineinfügen. Ich kann Ihnen den Gefallen leider nicht tun. Das haben Sie aus meiner Arbeit nicht herausgelesen, wohl aber in sie hineingelesen. Was an der Naturwissenschaft des 19. Jhs. wahr ist, geht in die allgemeinerwissenschaftliche Entwicklung ein, alles andere fällt ab, und es fällt vieles ab. Nicht wir sind an das 19. Jh. gebunden, wohl aber Ihre Apologetik. Wir sind über das 19. Jh. längst hinaus, aber Ihre Apologetik macht uns gerade deswegen oft einen so muffig-schimmeligen Eindruck, weil sie beharrlich immer noch gegen jene verlassen und vergessenen Positionen ankämpft wie weiland Hidalgo Don Quijote gegen die Windmühlen.

4. Wo, meine Herren, suche ich reine und praktische Vernunft auseinander zu reissen, um so die ganze Wahrheit zu finden? Auch das haben Sie sich aus Ihrem apologetischen Verlegenheitsfinger herausgezogen. Geht doch eben unser ganzes Bestreben dahin, die praktische Vernunft auf der Realität und deren Erkenntnis aufzubauen und so wirklich ein Ganzes aus Wahrheit und Leben zu bilden.

Dies einige meiner notwendigen Richtigstellungen.

Meine Herren Jesuiten, die Ihr hinter den «Apologetischen Blättern» steht — wir freuen uns der Tatsache, dass Sie mit uns in die Diskussion eintreten. Bei aller unser unerbittlichen Ablehnung in der Sache selbst wissen wir Ihre Bildung, Ihre Schulung, Ihren Beitrag zum europäischen Geistesleben sehr wohl zu würdigen. Darum hoffen wir auch, dass der Faden unserer gemeinsamen Diskussion nicht sofort abreisse. Aber wollen auch Sie sich an die alte, bewährte Diskussionsregel halten, dass man dem Diskussionspartner nicht mehr oder weniger unter- und hinterlege, als ihm wirklich zukommt. Gewiss mag es oft bequem sein, sich vom Partner ein möglichst primitives Bild zu machen, um seiner besser Herr werden zu können. Aber

Folgen hatte, dann war er falsch. Dann war die Vernunft keine hilfreiche Göttin, sondern ein gefährliches Ungeheuer. Man musste es wieder an die Kette legen, wenn das — möglich war. Dieser Stimmung gab sogar Schiller in der «Glocke» Ausdruck:

Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Wie kann man die Binde wieder vor die Augen legen? Es gab Gebiete, die nie ganz von der Aufklärung erobert worden waren. Vor allem galt das von der Religion. Gewiss, man hatte die Pfaffen bekämpft, sich darunter aber immer herrschsüchtige Priester, Beichtväter der Fürsten, Bischöfe usw. vorgestellt. Lessing hatte neben den eifernden Patriarchen im «Nathan» den frommen Klosterbuder gestellt, Schiller in den «Räubern» neben den falschen Pfaffen, der die Bande zur Auslieferung ihres Hauptmanns zu bewegen sucht, den biederen Pastor Moser, im «Don Carlos» neben den herzlosen Grossinquisitor den saunten Prior der Karthäuser. Den friedlichen Landpastor hatten die deutschen Aufklärer niemals behelligt. Sie waren eben selbst mit den alten Vorstellungen nicht völlig fertig geworden: sie hatten selbst religiöse Reste. Daher wollten sie der «wahren Frömmigkeit» ein bescheidenes Plätzchen gönnen. Viel war es nicht, was sie ihr liessen; man kann es etwa auf den Ausdruck «fromme Einfalt» bringen. Für die aufmerksam spärende Reaktion aber wurde das eine sehr achtbare Sache. Sie hiess in Zukunft: der Stimmungswert der Religion.

jede solche Tatsachenfälschung ist nicht nur ein Verstoss gegen das uns beide verpflichtende Gebot der Wahrheit, es ist schliesslich auch ein Selbstbetrug, der sich früher oder später am Fälscher selbst rächen muss.

Am guten Willen von unserer Seite aus soll es nicht fehlen; zu gross ist unser Interesse nicht nur am Verlaufe, sondern auch am Ertrag der erhofften Diskussion. 9.

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit.

(Schluss.)

Die Griechen bildeten fast den vollendeten Gegensatz dazu, ihnen ist die Spekulation, das Grübeln über das Wie und Warum der Dinge Bedürfnis, worüber sie die Sammlung von Beobachtungstatsachen, die einer nützlichen und erfolgreichen Spekulation stets in hinreichendem Masse zugrunde liegen müssen, anfangs fast ganz vergessen hatten. So kam es, dass zur Zeit des Hipparch, des Vaters der wissenschaftlichen griechischen Astronomie, im 2. Jahrhundert vor Chr., zwar ein üppig wuchernder Wald von Ansichten über den Bau des Weltalls, aber nur sehr dürftiges brauchbares Beobachtungsmaterial Eigentum der griechischen Astronomie war. Es ist sehr zu bedauern, dass den älteren griechischen Philosophen nicht schon ein solches systematisch gesammeltes Beobachtungsmaterial wie das babylonische, zur Verfügung gestanden hat; wahrscheinlich hätten sich wohl die richtigen Ansichten über die Anordnung des Sonnensystems, über die Bewegungen der Planeten usw., die wir z. B. schon bei *Aristarch von Samos*, im 3. Jahrhundert vor Chr. finden, viel früher durchgesetzt, wenn sie an der Hand ausgedehnter und guter Beobachtungsreihen von ihren Urheberern hätten erläutert werden können, während sie so geistreiche, aber durch nichts als durch ihre innere Wahrscheinlichkeit zu begründende Hypothesen bleiben mussten. Erst durch Hipparchs Verdienst setzte ein vollständiger Umschwung in der griechischen Astronomie ein. Zunächst verdanken wir ihm das erste grössere Verzeichnis von Fixsternen nebst ihren damaligen Oertern am Himmel. Es enthält über 1000 Sterne und gibt uns also ein Bild des Himmels, wie er über 2000 Jahre vor unserer Zeit gewesen ist. Ferner ist Hipparch, soviel wir wissen, die erste Entdeckung der Präzession, des langsamen Fortwanderns der Durchschnittspunkte des Aequators mit der Ekliptik auf der letztern, zuzuschreiben; er fand sie durch Vergleichung seiner Fixsternbeobachtungen mit den Beobachtungen seiner Vorgänger *Aristillus*

Die gleiche Rolle spielten Entzückungen, Ahnungen und Träume in der Kunst. Der Maler, Musiker oder Dichter fühlt sich herabgesetzt, wenn alles auf verstandesmässige Formeln gebracht wird. Friedrich Nicolai, Lessings Freund, war ein echter Aufklärer und deshalb stets misstrauisch, wenn eine Sache auf das Geleis der Poesie geschoben werden sollte. Als die Romantiker Goethes Roman «Wilhelm Meisters Lehrjahre» überschwenglich priesen und eine neue Epoche mit ihm beginnen wollten, meinte Nicolai trocken, die Einführung der Kartoffel in Deutschland sei ein wichtigeres Ereignis als das Erscheinen dieses Buches. Heute würde man diese Äusserung materialistisch und marxistisch nennen. Sie ist durchaus nicht unvernünftig. Der Anbau einer Nutzpflanze, von der Millionen leben, revolutioniert mehr als das Erscheinen eines Buches. Von tausend Menschen, die Kartoffeln assen, las vielleicht einer «Wilhelm Meisters Lehrjahre». Aber je umstrittener solche Feststellungen sind, desto mehr ärgern sie die Betroffenen. Die Dichter lachten gereizt, nannten Nicolai einen öden Banausen und karikierten ihn in Versen und in Prosa. Sein Name wurde zu einem Schimpfwort.

Nach der Meinung vieler Menschen ist das eigentliche Kennzeichen der Wissenschaft die Schwerverständlichkeit. Die Aufklärer legten grossen Wert darauf, vom «gemeinen Manne» verstanden zu werden; denn ihm wollten sie ja aufklären, für den schrieben sie. Dadurch wurde die Würde der Akademiker gefährdet. Namentlich fühlten sich die Philosophen gekränkt. Wo blieb er Vorrang, wenn der «gesunde Menschenverstand» ausreichte, um über die schwierigsten Fragen mitzureden? Die Philosophie hatte sich zwar von der Kirchenlehre immer weiter entfernt, aber dafür eine eigene